

Barbara Pacht-Eberhart



Chopin besucht *Vivaldi*
und in der Bucht von Venedig
schwimmen Delfine

Mein Tanz mit dem kleinsten Feind der Welt
– Ein Corona-Tagebuch –

TERZIUM

Chopin besucht Vivaldi und
in der Bucht von Venedig schwimmen Delfine

Barbara Pacht-Eberhart

Chopin besucht *Vivaldi*
und in der Bucht von Venedig
schwimmen Delfine

Mein Tanz mit dem kleinsten
Feind der Welt

Ein Corona-Tagebuch

TERZIUM

Das vorliegende Buch ist sorgfältig erarbeitet worden. Dennoch erfolgen alle Angaben ohne Gewähr. Weder Autor noch Verlag können für eventuelle Nachteile oder Schäden, die aus den im Buch gemachten praktischen Hinweisen resultieren, eine Haftung übernehmen.

E-Book-Ausgabe

Diese unkörperliche Ausgabe des Werks ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes erfordert die Zustimmung des Verlags und ist ohne diese strafbar. Das gilt insbesondere, aber nicht nur für Vervielfältigung, Übersetzung, Mikroverfilmung sowie die Einspeicherung zwecks Verarbeitung in elektronischen Systemen. Der Nutzer verpflichtet sich, die Urheberrechte anzuerkennen und einzuhalten.

Copyright

© 2020 by Terzium Verlag in der Allinti Verlag GmbH, Allschwil (Schweiz)

Umschlaggestaltung sowie Satz und Innengestaltung:

Guter Punkt, München

Umschlagmotive:

© Ksenia Zvezdina / gettyimages und © fona2 / gettyimages

Motive innen:

Schmetterlinge an Kapitelanfängen: © Usis / gettyimages

S. 5 und 160: © Gyzele / gettyimages

S. 17: © Panacea_Doll / gettyimages

S. 6, 18, 62 und 147: © fona2 / gettyimages

S. 37: © euro_ace / gettyimages

S. 41 und 55: © Serhii Mudrevskyi / istock

S. 50: © shelma1 / istock

S. 62: © ChrisGorgio / istock

S. 73: © arvitalya / istock

S. 95: © puruan / gettyimages

S. 104: © moschiorini / AdobeStock

S. 110: © CSA-Archive / istock

S. 118: © bubaone / istock

S. 124: © namosh / AdobeStock

S. 131: © SusIO / istock

S. 137: © alexcoolok / istock

S. 142: © Ninell_Art / gettyimages

Technische Umsetzung E-Pub: Brocom, Kornwestheim

E-Pub-ISBN 978-3-906294-18-6

Alle Rechte vorbehalten

www.terzium.ch



Inhalt

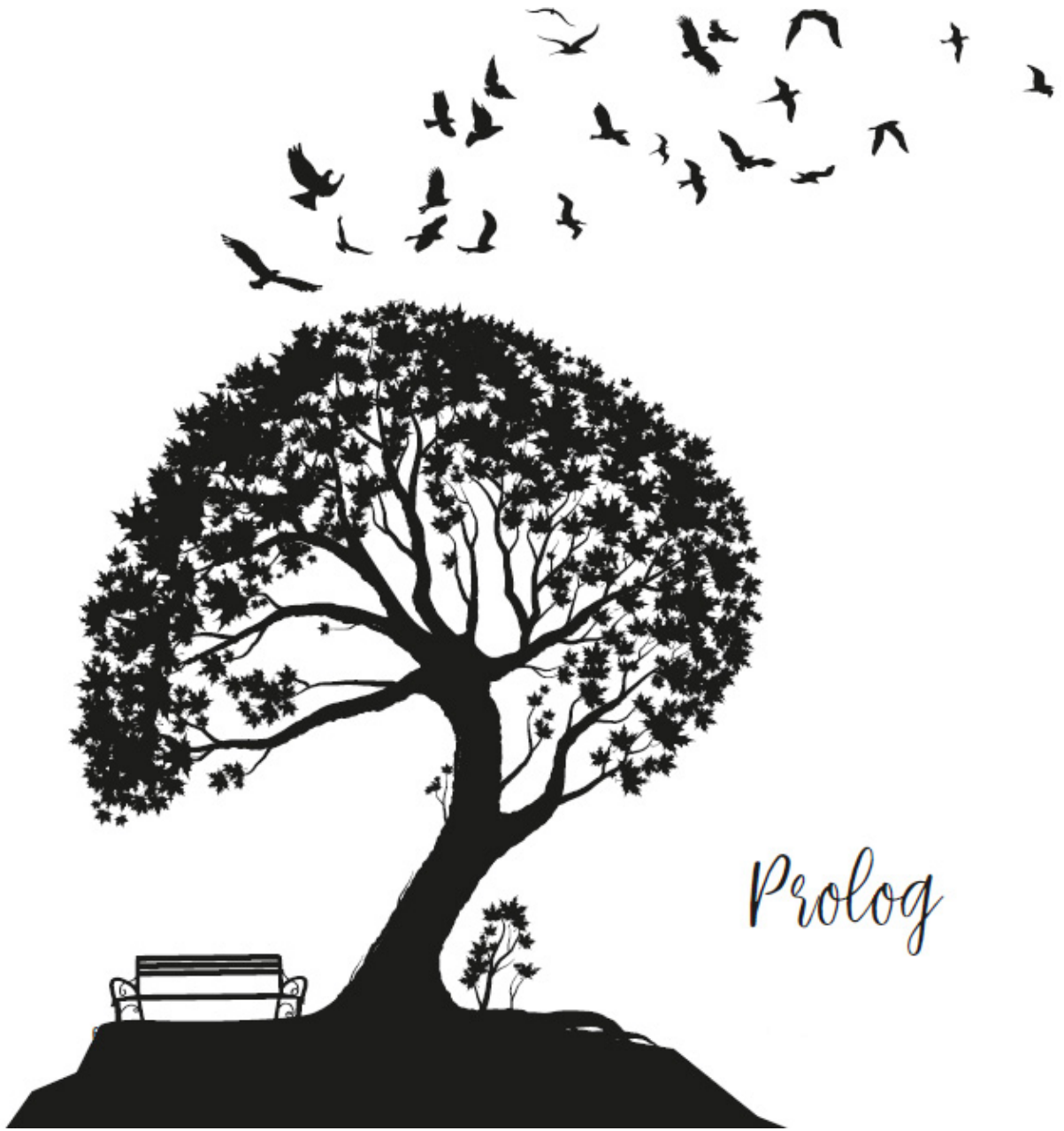
Prolog

Lockdown

Epilog

Über die Autorin





»Tschüss, mein Schatz.« Meine Mutter küsst meine Tochter. Dann seufzt sie und setzt, so leise, dass nur ich es hören kann, mit dunkler Stimme noch etwas hinzu. »Wer weiß, wann wir uns wiedersehen.«

Noch eine Umarmung, Kinderärmchen um den Hals. Mama bemerkt nicht, dass ich die Augen verdrehe. Ich mache es heimlich, sage lieber nichts. Der Geburtstagsfrieden ist mir zu wichtig. Aber ich denke: Warum muss sie so übertreiben? Wozu dieser Pessimismus? »Wird schon nichts sein«, sage ich. »Wir sehen uns am Montag, stimmt's?« Federnd gehe ich mit meiner Tochter am Arm ins Stiegenhaus, um den Großeltern, entschieden fröhlich, zum Abschied zu winken.

Es ist Donnerstag, der 12. März 2020. Meine Tochter Erika hat Geburtstag, sie wird heute drei. Am Vormittag, im Kindergarten, gab es Kuchen und Lieder. Danach, auf einem Spaziergang mit mir, eine Kugel Himbeereis, weil zum ersten Mal in diesem Jahr so richtig die Sonne schien und ich in Gönnerlaune war. Um vier ist unser Fest daheim: Erika, Omi, Opi, mein Mann, Erikas Taufpatin Elisabeth und ich versammeln uns um den Wohnzimmertisch. Es gibt Torte und jede Menge Päckchen: Sommerkleider, einen Dinosaurier wie den aus »Peppa Wutz«, ein sehr dickes Liederbuch und zwei Bilderbücher mit Soundeffekten, in denen man etwas über Komponisten erfährt. Das Liederbuch liegt offen auf dem Tisch, wir singen mehrstimmig. »Es klappert die Mühle am rauschenden Bach«. »Bruder Jakob«. »Happy birthday, liebe Erika, happy birthday to you«.

Eine Männerstimme fehlt: Christian, der Mann der Taufpatin und einer von Erikas liebsten erwachsenen Sing- und Spielgefährten, ist nicht gekommen. Er ist verkühlt und lässt ausrichten, dass er, gerade jetzt, niemanden gefährden will.

Während des Feierns sind alle Fenster geöffnet. Und wir achten akribisch darauf, dass niemand die Gabel eines anderen benutzt. Sicherheitshalber holen wir immer wieder eine neue, wenn etwas unklar ist.

Ja, wir wissen von Corona. Und wir wissen, dass es uns etwas anzugehen beginnt. Wir wissen, dass dieses Virus nicht mehr nur in China, auch nicht mehr nur in Italien und Spanien hockt. Seit drei Tagen beschäftigt sich die Presse mit Covid-Fällen in Österreich. Genauer: in Tirol. Gefühlt kommt das Virus näher. Gefühlt ist das Virus trotzdem noch weit weg. Was mein Gefühl angeht, so übertreiben alle, die behaupten, dass es schon bald zu Ausgangsbeschränkungen kommen könnte.

Ich bin grundsätzlich eine, die schlechte Nachrichten gerne ignoriert, so lange es geht. Wenn der Großteil der Nachrichten aus Gerüchten besteht, die mir einfach zu krass vorkommen, ignoriere ich noch konsequenter. Es gibt da einen Witz, den ich liebe: Ein Physiker, ein Chemiker und ein Informatiker fahren mit dem Auto. Plötzlich bleibt es stehen und springt nicht mehr an. Der Physiker sagt: »Bestimmt ist der Motor kaputt, ich höre schon die ganze Zeit Fehlzündungen.« Der Chemiker widerspricht: »Nein, es muss am Benzin liegen, das wir getankt haben. Wahrscheinlich war es verunreinigt.« Da sagt der Informatiker: »Ich habe keine Ahnung, was los ist. Aber ich schlage vor, dass wir alle Fenster schließen und einmal aus- und wieder einsteigen. Dann ist sicher wieder alles ok.«

So tun, als wäre nichts und vom Besten ausgehen: Was mich und mein Leben angeht, klappt diese Strategie fast immer. Nicht nur bei Computerproblemen, sondern auch, wenn ich meine Geldbörse verlegt habe, wenn ich mich auf der Reise zu einem Seminar frage, ob ich den Herd abgedreht habe, wenn die Stirn meiner Tochter etwas heißer ist als normal oder wenn Google Maps eine Stauwarnung ausgibt. Der Stau wird sich auflösen, bis ich dort bin. Die Herdangst ist nur ein Hirngespinnst. Und Fieber hat man, wenn der Arm heiß ist und nicht nur die Stirn. Meistens behält mein Optimismus recht.

Im März 2020 blickte ich einem ereignis- und arbeitsreichen Frühling entgegen. Ich freute mich auf Vorträge, die ich halten, Konzerte, die ich besuchen und Reisen, die ich erleben würde. Entgegen meiner sonstigen

Gewohnheit hatte ich die Babysitter-Termine ausnahmsweise schon bis Ende Juni durchgeplant. Ich wollte uns allen einen verlässlichen Rahmen geben. Ich war sehr zufrieden mit der Aussicht auf Arbeit, Vergnügen und Freizeit mit der Familie – alles in jenem Maß, das sich für mich optimal anfühlt. Finanziell ging es mir gut, jedenfalls hatte ich keine Sorgen. Mein Konto war recht leer, denn Ende des vergangenen Jahres hatte mein Auto den Geist aufgegeben und ich hatte mir ein neues – bewusst ein neues, sogar ein teures – Auto geleistet. Aber die gut bezahlten Jobs im März, April und Mai würden meine Reserven wieder so weit auffüllen, dass ich sorglos in den Sommer blicken könnte.

Dass ich schon einen Tag nach Erikas Geburtstag im Supermarkt stehen und darüber nachdenken würde, ob ich von den letzten drei Dosen geschälte Tomaten, die noch da waren, eine für jemand anderen im Regal lassen oder mir doch alle drei schnappen sollte, dass ich am selben Tag vier Mails erhalten würde, in denen alle meine Vorträge für die kommenden Wochen abgesagt wurden, dass Erika Glück mit ihrem Fest im Kindergarten gehabt haben würde, weil es der vorletzte Tag vor der Schließung war, das alles hatte ich mir, während wir Eis schleckten, während wir »Bruder Jakob« sangen und auch während ich die Abschiedsworte meiner Mutter in mir nachklingen ließ, nicht vorstellen können.

Und falls doch? Ja, irgendwo in mir flüsterte diese Stimme seit ein, zwei Tagen. Ich beschwichtigte sie. Immerhin kannte ich mich mit Krisen und plötzlichen Veränderungen aus. Meine Vorträge handelten doch genau davon: Wie man mit Krisen umgeht. Was man gerade in schwierigen Zeiten über sich selbst und das Leben lernen kann. Und dass die Stunde null nicht ganz so schwarz, nicht ganz so schrecklich ist, wie es von außen scheint oder wie man sie sich vorgestellt hätte. Sie ist ganz anders. So anders, dass man kaum anders kann, als ihr zu vertrauen.

Die Stunde null von Corona. Meine Stunde null: Wann schlug sie genau?

Noch nicht, als ich nach dem Abschied von Omi, Opi und Elisabeth den Maileingang öffnete und die Nachricht des Kindergartens vorfand, in der man empfahl, die Kinder ab Montag erst einmal zu Hause zu lassen, jedoch einen Notbetrieb anbot und der Hoffnung Ausdruck verlieh, dass bald alles

wieder regulär laufen würde. Sie schlug auch nicht, als ich die eine SMS von einem sehr vernetzten und gut informierten Freund bekam. »Wir haben aus einer verlässlichen Quelle mit Draht zum Innenministerium erfahren, dass Wien am Wochenende dichtgemacht wird.« Ich dachte nur: Quatsch. Und sagte zu meinem Mann: »Lass uns trotzdem morgen ein paar Dinge einkaufen.«

War es das »Poff« des zuschlagenden Kofferraumdeckels, das die entscheidende Stunde einläutete? Oder das Drehen des Schlüssels, als wir Samstagmittag die Tür zu unserem Landhaus aufsperrten, in dem wir, mein Mann, unsere Tochter und ich, erst einmal bleiben wollten, bis die Regierung alle Unklarheiten beseitigt hatte?

Wann hat Corona für mich begonnen? Wann begriff ich, dass das Seufzen meiner Mutter berechtigt gewesen war? Wann ließ ich zum ersten Mal die Tatsache an mich heran, dass das alles kein Spiel, keine kurze Ausnahme, kein verlängertes Wochenende, sondern eine neue Lebensphase von unbekannter Dauer und mit nachhaltiger Wirkung war?

Die ehrliche Antwort lautet: Ich kann es nicht sagen. Ich weiß nicht, wann. Ich weiß nicht einmal, ob ich überhaupt irgendwann begriffen habe, dass es um etwas anderes als um Durchtauchen geht. Ich kann mich nicht erinnern, dass irgendetwas sackte. Dass irgendetwas in mir schluckte. Dass irgendein Satz in den Abendnachrichten der eine war, der mich etwas kapieren ließ, das ich bisher verdrängt oder geleugnet hatte.

Bis heute lebe ich in diesem eigenartigen Zustand zwischen Durchhalten, Bangen, Hoffen, Kopfschütteln, Stirnrunzeln, Nachdenken, Hinschauen, Wegschauen und Staunen. Bis heute habe ich keine Ahnung, ob »das alles« bald vorbei ist oder überhaupt erst begonnen hat. Ja, ich wage nicht einmal darüber zu spekulieren, was »das alles« eigentlich ist.

Trotzdem gibt es ein paar Dinge, die ich weiß und über die ich klar Auskunft geben kann. Zum Beispiel weiß ich noch, wann ich zum ersten Mal in der Coronazeit weinte. Ich weiß, dass es innerhalb von fünf Wochen so warm sein kann, dass man nur kurze Ärmel braucht und so kalt, dass es schneit. Ich weiß jetzt, wie man einen Einkaufsplan für zwei Wochen

erstellt. Und wie man einem Kind Grenzen setzt, wenn man einfach nicht mehr kann.

Ich weiß das, weil ich es erlebt habe. Und ich werde es nicht vergessen, weil es mein Tagebuch gibt. Sie halten es in Händen.

Eine Woche nach Erikas Geburtstag habe ich zu schreiben begonnen. Es war schon wieder an einem Geburtstag, an dem meiner Mutter. Wie schon einmal in meinem Leben griff ich zu Papier und Stift, um der Angst vor dem Verstummen etwas entgegenzuhalten und um wenigstens irgendetwas zu tun.

Gegen Corona, gegen die Maßnahmen, gegen die unfreiwillige, unerwünschte Lebensveränderung konnte ich nichts machen. Das Einzige, was ich tun konnte, um nicht im Gefühl der Ohnmacht zu versinken, war: zu schreiben.

Ich nahm mir nicht viel vor. Nur kleine Häppchen wollte ich notieren, wann immer mir danach war. »Drabbles«, so nennt man Geschichten, die aus genau 100 Wörtern bestehen. Diese Form war mein Gerüst, an das ich mich anfangs akribisch und sportlich hielt, das ich aber bald nur noch als Richtwert benutzte.

Ich schrieb, um mich meiner selbst zu vergewissern. Ich schrieb, um später, irgendwann einmal, über all das Absurde, das Anstrengende, das Verrückte, in dem ich mich wähnte, lachen zu können. Ich schrieb, um meiner Tochter für später ein Zeugnis aus diesen vielleicht prägendsten Wochen ihrer frühen Kindheit zu hinterlassen. Ich schrieb nicht zuletzt, um mich nicht so allein zu fühlen: Schon am zweiten Tag meines Schreibens beschloss ich, meine Kurztexte in Form eines Blogs mit meinen Facebook-Freunden zu teilen. Die Resonanz war überwältigend und schenkte mir Kraft. Weitermachen, das schaffte ich an manchen Tagen nur, weil es bedeutete: weiterschreiben zu können.

Wer ich war, als Corona über mich und uns alle hereinbrach, davon habe ich Ihnen schon ein paar Dinge erzählt. Hier noch ein paar konkretere Details, damit Sie wissen, in welchem Zustand ich meine ersten Einträge schrieb: In der Woche vor dem 12. März hatte ich mich nicht besonders gut gefühlt. Eine Lesung am 3. März hatte ich zwei Mal wegen eines

Hustenanfalls unterbrechen müssen. Den Vormittag des 5. März verbrachte ich im Bett, so lange, bis das Grippemittel wirkte und ich mich ins Auto setzen konnte, um zu einem Vortrag in der Steiermark zu fahren. »Wird schon kein Corona sein«, scherzte ich mit der Veranstalterin, »und auf der Bühne bin ich eh weit weg von allen.« Wir gaben uns zur Sicherheit lieber nicht die Hand. Bücher signierte ich nach der Veranstaltung trotzdem.

Heute, ein halbes Jahr später, kommt mir das alles ganz schön verantwortungslos vor. Aber »damals«, vor Corona, habe ich es als Ehrensache betrachtet, trotz Erkältung zur Arbeit zu erscheinen.

Am folgenden Wochenende ging es mir besser, ich hatte kein Fieber bekommen, nur meine Stimme war angekratzt. Ich hielt ein Theorieseminar über die Techniken des literarisch-biographischen Schreibens. Am Samstag lief alles wunderbar, am Sonntag wachte ich ohne Stimme auf. Kurzerhand erfand ich eine neue Unterrichtsmethode: Ich tippte alles, was ich sagen wollte, in Echtzeit in meinen PC, ein Beamer projizierte alles an die Wand. Eine Teilnehmerin kam zu spät und fand erst zu Mittag, als sie mir wegen dieser tollen, konzentrationsfördernden Methode gratulieren wollte, heraus, dass ich tatsächlich nicht sprechen konnte.

An den folgenden Tagen versuchte ich, mich zu schonen. Das gelang auch ganz gut. Ich rechnete damit, dass sich der nervige Husten bald geben würde. Ich war etwas schwach, aber gut gelaunt. Dass mein Zustand etwas mit Corona zu tun haben könnte, dachte ich nicht. Warum ich bis heute nicht weiß, ob ich das Virus hatte oder nicht, erfahren Sie auf den kommenden Seiten.

Was sollten Sie noch wissen, um im Bilde zu sein? Das Haus, in das wir kurzerhand zogen, liegt auf einer Alm im Voralpenland. Es wird normalerweise als Seminar- und Ferienhaus vermietet.

Meine Tochter Erika ist, wie Sie schon wissen, drei Jahre alt. Sie liebt Musik, plaudert unentwegt, hat einen ausgeprägten Willen, schläft wenig und liebt Rollenspiele. Wir verfügen über ein gutes Netz an Babysittern, was mir normalerweise ermöglicht, meinem Beruf als Autorin, Vortragende und Seminarleiterin nachzugehen und trotzdem glückliche Mutter zu sein.